

Litteraturbericht.

TH. FLOURNOY. (Priv.-Doc. de Philosophie à l'Université de Genève).

Métaphysique et Psychologie. Genf, H. Georg, 1890. 133 S.

In lebhafter und anziehender Darstellung entwickelt der Verfasser seine Auffassung von der Aufgabe der wissenschaftlichen Psychologie, dem Wesen der Metaphysik und dem Verhältnis beider. Die wissenschaftliche Psychologie fällt ihm mit der experimentellen und physiologischen Psychologie zusammen. Erst durch Vermittelung der entsprechenden Gehirnvorgänge sei es möglich geworden, die seelischen Vorgänge den Methoden der Beobachtung, des Experimentes und des Messens zu unterwerfen (S. 5 ff.). Die Psychologie müsse, um sich zu einer positiven Wissenschaft zu erheben, so sehr als möglich physiologisch werden (S. 15). Die Metaphysik sei in jeder Form ein für allemal aus der Psychologie auszuschließen (S. 51). Allenthalben tritt der Gedanke zu Tage: wollte die Psychologie sich auf metaphysische Betrachtungen einlassen, so würde sie gegen ihre Methode und ihre obersten Voraussetzungen verstossen und so sich selbst aufgeben (S. 7, 11, 83). Der Verfasser faßt nicht die Frage ins Auge, ob nicht, wie u. a. auch WUNDT annimmt, ein doppelter Betrieb der Psychologie unterschieden werden müsse: erstlich der empirische, und zweitens der philosophische und letzten Endes metaphysische. Und es wäre für den Verfasser auch überflüssig, diese Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, da für ihn alle Fragen, die über die Erscheinungswelt hinausführen, ein Gebiet bedeuten, auf dem der wissenschaftliche Verstand schlechtweg versagt. Auf diesem Gebiet giebt es wohl ein rein privates Zustimmung oder Verwerfen, aber keine wissenschaftlichen Erörterungen (S. 50, 61 und oft). Der Verfasser geht so weit, zu behaupten, daß alle Arten der Metaphysik vom Standpunkt der wissenschaftlichen Erkenntnis aus gleich gut und gleich schlecht seien, daß die Wissenschaft zu ihnen allen das gleiche Verhältnis der vollständigen Gleichgültigkeit habe (S. 60). Und man muß ihm zugestehen, daß er diesem metaphysischen Agnostizismus — was sich wohl nur von wenigen Vertretern desselben rühmen läßt — durchweg treu bleibt.

Das vorliegende Buch scheint mir ein Beispiel von jener in unserer Zeit viel verbreiteten Haltung gegenüber allen metaphysischen Fragen zu bieten, die ich als Denkschwäche aus Grundsatz bezeichnen möchte.

Infolge von Mißverständnissen und Vorurteilen setzt sich bei vielen der Grundsatz, daß es auf metaphysischem Felde keine wissenschaftlichen Untersuchungen geben könne, mit solcher Hartnäckigkeit fest, daß nun in der That die Logik ihres Denkens auch den dringendsten Aufforderungen gegenüber, sobald diese auf metaphysischem Gebiet an sie herantreten, stumpf bleibt. Sie überlassen dieses Gebiet, auch wenn sie seine große Wichtigkeit für Gemüthshaltung und Lebensführung zugestehen, lieber dem Zufall des individuellen Fühlens und Glaubens (S. 82, 84), sie muten dem Verstande lieber zu, sich mit den unbegreiflichsten und unfertigsten Voraussetzungen zu begnügen und angesichts des Soundnichtanderseins der Grundzüge der Erfahrungswelt das Fragebedürfnis gewaltsam zu unterdrücken, als daß sie auch nur ein bescheidenes Aufhellen des metaphysischen Gebietes durch Abwägen von Gründen und Gegen Gründen zugäben. Auch wird nicht bedacht, daß dieser Ignorantismus sehr leicht — ich sage nicht, daß dies bei dem Verfasser der Fall ist — zum Obskurantismus führen kann. Die ganze supranaturalistische Dogmatik kann auf diesem Boden neu erblühen. Zu den Vorurteilen aber, die zu einer so weitgehenden Verkürzung der Ansprüche des Denkens führen, gehört insbesondere die Meinung, daß die Wissenschaftlichkeit notwendig an das zwingende Beweisen und vor allem an die erfahrungsmäßige Bestätigung gebunden sei. Hiergegen stelle ich die Behauptung auf, daß die Wissenschaftlichkeit so weit reicht, als sich prinzipielle Fragen durch Aufstellung von Gründen und Gegen Gründen — selbst wenn die Ergebnisse nur sehr hypothetisch bleiben sollten — erörtern lassen. Ich habe mich hierüber zu wiederholten Malen ausgesprochen (*Über die Möglichkeit der Metaphysik*, S. 17; *Erfahrung und Denken*, S. 435 ff.; *Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart*, S. 77).

Ihr eigentümliches Gepräge erhält die Stellung, in die der Verfasser Metaphysik und Psychologie rückt, erst durch die Grundvoraussetzung, die er aller Psychologie unterlegt. Er bezeichnet diese als das Prinzip des psychophysischen Parallelismus und Dualismus. Jedem seelischen Vorgang entspricht ein körperlicher Vorgang; und dieses Entsprechen ist lediglich in dem Sinne des Begleitens zu nehmen. Zwischen dem seelischen und dem entsprechenden Gehirn-Vorgang findet kein Herüber- und Hinüberwirken, kein influxus statt, sie sind schlechtweg andersartig, auf keine Einheit zurückführbar, ein unüberbrückbarer Abgrund gähnt zwischen ihnen (S. 5 ff., 17 ff., 86, 115). Dieser vollständige Dualismus zwischen Seelischem und Körperlichem ist das letzte Wort der Psychologie, sowie der Wissenschaft überhaupt. Es wird damit der Psychologie allerdings etwas Unerklärbares als letzte Voraussetzung zu Grunde gelegt; allein nichtsdestoweniger hat sich die Psychologie, sowie die Wissenschaft überhaupt dabei zu beruhigen (S. 20).

Hier finde ich den angreifbarsten Punkt in der Stellung des Verfassers. Zwar daß er jedem Bewußtseinsvorgang einen Gehirnvorgang als parallellaufend annimmt, möchte wohl nicht zu bestreiten sein. Dagegen wird der Widerspruch durch die beiden weiteren Annahmen herausgefordert, daß dieser Parallelismus aufgefaßt werden solle als

kausalitätslos dualistisches Verhältnis, als unerklärliche Simultaneität, und daß ferner dieses schlechtweg gleichgültige Nebeneinander nicht etwa nur als etwas vorläufiges Zugestandenes, sondern als endgültige Entscheidung der Wissenschaft zu betrachten sei. Ich kann diesem Standpunkt gegenüber nicht mit dem Urteil zurückhalten, daß er der Psychologie zumutet, etwas Wunderbares und Widersinniges als letzte Grundlage aller ihrer Untersuchungen anzuerkennen.

Wir sollen uns einerseits ein ausnahmsloses Begleitetwerden der Glieder der seelischen Reihe von solchen der körperlichen vorstellen und andererseits doch jede Abhängigkeit zwischen beiden Reihen — sowohl jede unmittelbare, als auch jede durch das Medium eines Absoluten hindurch vermittelte — als ausgeschlossen ansehen. Einerseits also strengste Simultaneität beider Reihen und andererseits doch weder ein unmittelbares, noch mittelbares kausales Verhältnis zwischen ihnen! Nur ein hartnäckiges Nichtdenkenwollen kann sich bei diesem Ungedanken beruhigen. Um nur ja nicht in die gefürchtete Metaphysik hineinzugeraten, legt der Verfasser lieber dem vorwärtsdrängenden Kausalitätsbedürfnis in der Gestalt eines aller Logik widerstreitenden Wunders ein unbedingtes Hindernis entgegen. Und dies ist um so auffallender, als er selbst eingesteht, daß weder die Thatsachen als solche, noch ein strenger Vernunftschluß zur Aufstellung jenes psychologischen Grundprinzips nötigen. Der Verfasser erblickt in diesem ein unentbehrliches Hilfsprinzip, ein Prinzip, ohne das die Psychologie nicht fortschreiten kann, ein Prinzip, das in dem Erfolg des Forschens seine Rechtfertigung findet. Nichtsdestoweniger schreibt er diesem Prinzip den Rang eines fundamentalen, konstitutiven Axioms der Psychologie zu, das sogar höher als die Thatsachen selber stehe (S. 9—11). Ich will an den hierin enthaltenen erkenntnistheoretischen Unklarheiten vorübergehen, dagegen möchte ich hervorheben, daß, selbst wenn man dem Verfasser zugiebt, daß der methodisch leitende Grundsatz einer Wissenschaft nicht streng bewiesen zu sein brauche, er doch keineswegs geradezu Widersinn enthalten dürfe. Der Verfasser spricht öfters aus, daß mit dem Preisgeben jenes parallelistischen und dualistischen Grundsatzes sich die Psychologie ihre Lebensbedingungen rauben, einen Selbstmord an sich vollziehen würde, und daß darum an jenem Grundsatz nicht gezweifelt werden dürfe (S. 11 und sonst). Hier erscheint die experimentelle Psychologie wie ein Götze, der um jeden Preis angebetet werden müsse. Sollte wirklich — was ich nicht glaube — das Dasein der experimentellen Psychologie an dem Grundsatz jenes unüberbrückbaren Dualismus hängen, so müßte eben, wenn es sich zeigt, daß dieser Grundsatz einen völligen Widersinn einschließt, die Forschungsweise der Psychologie geändert werden. — Wäre mir der Raum gegönnt, so würde ich noch auf zwei Punkte einzugehen haben: erstlich darauf, daß, da der Verfasser keine unbewußt seelischen Vorgänge zugiebt (S. 87 ff.), und da er überhaupt nicht geneigt ist, jedem körperlichen Vorgang einen seelischen entsprechen zu lassen (S. 13), die seelische Reihe eine allenthalben unterbrochene, zusammenhangslose, für den Kausalitätsbegriff unzugängliche Succession darstellt; und zweitens darauf, daß, da der Verfasser den

Phänomenalismus zurückweist (S. 44 ff.), ihm also die körperlichen Vorgänge für transsubjektiv gelten, er im Grunde mit seinem psychologischen Grundprinzip auf metaphysischem Boden steht.

Noch muß ich eine wesentliche Ergänzung zur Sprache bringen, die der Verfasser seinem wissenschaftlichen Standpunkte auf dem Felde der persönlichen Überzeugung giebt. Derselbe Mangel an Einheits- und Zusammenhangsbedürfnis, der jenes psychologische Grundprinzip kennzeichnet, zeigt sich auch in dem Verhältnis, in das er Wissenschaft und persönlichen Glauben setzt. Es ist mit allem Nachdruck anzuerkennen, daß er jenen Übereiltheiten nicht zustimmt, die aus der Einschränkung des exakt wissenschaftlichen Verfahrens auf das Erfahrungsgebiet sofort die Folgerung ziehen, daß es überhaupt kein Reich des Übersinnlichen geben könne (S. 35 ff., 52 ff., 72 ff., 124 ff.). Die Wissenschaft bietet nach des Verfassers Überzeugung weder irgendwelche Gründe für, noch gegen die Annahme der übersinnlichen Gegenstände. Zu diesen rechnet er insbesondere die Willensfreiheit im streng indeterministischen Sinne und die Unsterblichkeit; und mit Nachdruck hebt er gerade mit Rücksicht auf diese beiden Fragen die völlige Ohnmacht der Wissenschaft im Bejahen, wie im Verneinen hervor (S. 53, 82). So kommt er schließlich auf den KANTSchen Dualismus von theoretischer und praktischer Vernunft, von wissenschaftlicher und moralischer Überzeugung hinaus (S. 72 ff.); nur daß bei ihm all die Überschreitungen der prinzipiell gezogenen Schranken von seiten der theoretischen Vernunft, die sich bei KANT reichlich finden, gänzlich vermieden sind und sonach die Kluft zwischen Erkennen und Glauben bei dem Verfasser als viel reiner und weiter erscheint. Und auch darin ist der Verfasser mit KANT derselben Meinung, daß er sich gleich diesem entschieden auf die Seite des moralischen Glaubens stellt; nur daß auch hier wieder die Versuche KANTS, die moralische Gewißheit zu einer objektiven, unbedingten Gewißheit emporzusteigern, fehlen und das rein Private jener Entscheidung betont wird. So erscheint bei dem Verfasser noch mehr als bei KANT der menschliche Geist in zwei völlig getrennte Teile auseinandergerissen. Wenn man das uns beschäftigende Buch liest, so sollte man glauben, daß Erkennen und moralisches Bewußtsein einander so fremd gegenüberstehen, wie etwa Farben- und Tonempfindungen. Und doch ist unbestreitbar, daß wir alle Äußerungen unseres moralischen Bewußtseins, um nur überhaupt von ihnen sprechen zu können, in die logischen Zusammenhänge des Verstandes bringen müssen. So wird wohl auch die Erkenntnisthätigkeit des Menschen nicht mit einem Male dort abschnappen, wo das moralische Bedürfnis und Glauben beginnt. Welche seltsame Zusammenkoppelung wäre auch der Mensch, wenn Erkennen und Wollen nichts, rein gar nichts miteinander zu thun hätten!

Noch eine Steigerung indessen erfährt die Unhaltbarkeit des vom Verfasser vertretenen Standpunktes. In der interessanten Betrachtung, die der Verfasser über die Willensfreiheit anstellt, kommt zu Tage, daß nach seiner individuellen Überzeugung das moralische Bewußtsein mit seiner Forderung der streng indeterministischen Willensfreiheit die volle Wahrheit besitzt, dagegen das wissenschaftliche Erkennen mit seiner

Behauptung von der ausnahmslosen Notwendigkeit in Täuschung begriffen ist. Wenn die Wissenschaft alle Erscheinungen unerbittlich in ihr Kausalitätsnetz zieht, so ist dies eine unvermeidliche, aber im Grunde unangemessene und falsche Betrachtungsweise des wahren Wesens der Dinge. Dieses kann nicht erkannt, sondern nur gefühlt, gewollt, erlebt werden (S. 74 ff.). Dieser Anschauungsweise gegenüber wird die Frage unabweisbar, warum denn noch überhaupt Wissenschaft betrieben werden solle, wenn sie doch ein bloßes Zerrbild der Wirklichkeit liefere? Wäre es nicht richtiger, den Erkenntnistrieb niederzuhalten, als ihn — wie der Verfasser thut — durch Aufbieten aller Mittel zu steigern und ihn sich immer tiefer in seine doch im Grunde auf Spinnweben gerichtete und verkehrte Eigenart verrennen zu lassen? Zuerst konstruiert sich der Verfasser vom Erkennen ein künstliches, der Natur des menschlichen Geistes Gewalt anthuendes Bild, und sodann erklärt er das Erkennen für eine in Schein und Täuschung befangene Art, sich der Dinge zu bemächtigen. So wird es denn wohl auch nur das vom Verfasser dem Erkennen willkürlich untergeschobene Gebilde sein, das sich durch das Endergebnis seiner Betrachtungen als gerichtet erweist.

Der Beobachter der gegenwärtigen philosophischen Bestrebungen macht oft die Wahrnehmung, daß das Bemühen, alle Metaphysik fern zu halten, oder auch die allzu zaghafte Art, sie zu betreiben, die mannigfaltigsten Gezwungenheiten, Unklarheiten, Widersprüche im Gefolge hat. Ein lehrreiches Beispiel hierfür bietet der Verfasser dar. Sein metaphysischer Agnostizismus ist so folgerichtig und vorurteilsfrei, wie es wohl nur selten der Fall sein dürfte, durchgeführt; gerade darum aber tritt bei ihm besonders deutlich hervor, wie die gekünstelte, dem Denken Gewalt anthuende Grundlegung der Psychologie, indem die gewaltsam verbannte Metaphysik gleichsam Rache nimmt, sich selbst für unhaltbar und nichtig erklärt.

J. VOLKELT (Würzburg).

A. L. KYM (Zürich). **Über die menschliche Seele, ihre Selbstrealität und Fortdauer.** Eine psychologisch-prinzipielle Untersuchung. Berlin, Kurt Brachvogel 1890. 46 S.

Diese Abhandlung — ein Abschnitt aus einem in Aussicht gestellten größeren Werke — gehört dem Teil der Psychologie an, den man am besten als Metaphysik der Psychologie bezeichnen kann. Wer, wie ich, es für wissenschaftlich geboten hält, daß die Psychologie in metaphysischen Erörterungen ihren Abschluß finde, wird das vorliegende Schriftchen nicht schon darum, weil seine Art zu dem gegenwärtig vorherrschenden Betriebe der Psychologie in schroffem Gegensatze steht, für unberechtigt und verfehlt ansehen.

KYM ist einer der wenigen, die sich gegenwärtig der älteren, spekulativen Art, Metaphysik zu treiben, eng anschließen. So häufig er hervorhebt, daß er nur auf Grund von Thatsachen metaphysische Sätze erschließen wolle (S. 33, 35, 43), so ist doch bei ihm noch vielfach das Philosophieren aus dem „Begriff“ der Sache heraus zu finden. Und auch, wo er aus Thatsachen Schlüsse zieht, läßt er sich nicht genügend auf ihre Vielgestaltigkeit, Vielbezüglichkeit und Vieldeutigkeit ein. Seine meta-